Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 7 | Sonntag den 18. Februar | 1906

Der Handwerksbursch.

(7. Fortsetzung.) Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Thea war aufs höchste betroffen, denn die Dringlichkeit, mit der Oswald dieses Ansinnen an sie stellte, mußte sie natürlich in Verwirrung setzen, da sie ja nicht im entferntesten ahnen konnte, was er damit beabsichtigte.

Nur daß es ihm von unendlicher Wichtigkeit war, daß nicht müßige Neugier aus ihm sprach, davon war sie überzeugt und langsam sagte sie:

„Gut. Sie sollen den Brief sehen. Heute abend werde ich Ihnen das Papier geben.“

„Und — wollen Sie nicht fragen, warum ich darum bat, wollen Sie mir diesen Beweis Ihres Glaubens an mich geben?“

„Ich werde nicht fragen.“

„Ich danke Ihnen, gnädigste Komtesse — und nun, bitte, denken Sie an das, was ich mir vorhin zu sagen erlaubte. Gehen Sie zum Herrn Grafen und bleiben Sie bei ihm, daß sein Blick stets auf diejenige fallen muß, die ihn mit allmächtigen Banden ans Leben fesselt.“

„Ich gehe Fritz,“ sagte Thea, „und werde bei ihm bleiben, bis Sie kommen, um mich abzulösen!“

Und nun geschah etwas Seltsames, etwas, worauf Oswald nicht im mindesten vorbereitet war. Eine schmale, weiße Hand faßte die seinige und drückte sie herzlich, wie Freunde die Hand zu drücken pflegen, ein Paar unbeschreiblich schöne Augen sahen unter Tränen schimmernd in die seinigen und ein Mund, der gewiß noch nie im Leben gelogen hatte, sagte leise:

„Ich danke Ihnen, mein Freund, und werde Ihnen nie vergessen, wie sehr Sie an diesem Hause hängen. Auf Wiedersehen.“

Und festen Schrittes ging sie den Weg zurück, während Oswald ihr nachschaute, so lange er sie erblicken konnte. — Von diesem Augenblick an wußte er, daß er sie liebte, die so ungeahnt in sein Leben getreten war, und diese Erkenntnis seines tiefinnersten Gefühls war ihm ein neuer Sporn, auf dem Wege, den er betreten hatte, mutig vorwärts zu dringen bis ans Ziel, denn er kämpfte ja jetzt für das Heiligste, was er besaß, für das Glück seiner Liebe.

Mit der Abendpost kam ein Brief aus Berlin an den Grafen, den Thea öffnete und der Fritz Webers Zeugnis enthielt.

Von demselben Augenblick an war Oswald offiziell als Kammerdiener durch Komtesse Thea engagiert.

Die einzige Abweichung von den bisherigen Gepflogenheiten der gräflich Neudeckschen Kammerdiener war, daß Oswald auf ausdrücklichen Wunsch der Komtesse keine Livree trug, worin er eine ungemein feinfühlige Antwort seiner jungen Herrin auf die Erzählung seiner Vergangenheit sah.

Sie gab ihm gewissermaßen damit einen Teil seiner verlorenen Unabhängigkeit zurück und ließ ihn das Drückende seiner dienenden Stellung weniger fühlbar erscheinen.

Also war er ihr auch nicht gleichgültig, ein geheimes sympatisches Band vom Menschen zum Menschen verknüpfte ihn, den Untergebenen, mit der Herrin, der Aristokratin.

Zum ersten Male im Leben war er stolz auf sich selbst, denn hier waren es nicht die Millionen, nicht die glänzenden gesellschaftlichen Talente und die beneidete Position, die dem Doktor Eckstädt Zuneigung erwarben, es war sein eigenes Selbst, das ihm Vertrauen und dankbare Regung einer vornehmen Frauenseele erobert hatte.

Das Riesenspielzeug. Nach dem Gemälde von O. Tragy. (Siehe Seite 8.)

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Im Laufe des Abends ging alles ohne besonderen Vorfall. Baronesse Julia zeigte sich nur flüchtig einige Male an der Tür des Krankenzimmers, um besorgt nach dem Befinden des Leidenden zu fragen. Dann zog sie sich mit heftigem Kopfweh in ihre Zimmer zurück.

Niemand wunderte sich darüber, am wenigsten Thea, denn Julia hatte ihren Kräften in den letzten Nächten unverantwortlich viel zugemutet, und so war jetzt das Eintreten einer Reaktion ganz begreiflich und natürlich.

Bevor sich Thea zurückzog, drückte sie Oswald ein Kuvert in die Hand, das er sofort in seiner Brieftasche verbarg, obwohl er für sein Leben gern gleich einen Blick darauf geworfen hätte. Aber er hatte ja ein lange, schlaflose Nacht vor sich und sparte sich daher die Prüfung des Briefes für die endlosen Stunden auf, welche seiner warteten.

Endlich war er allein.

Er hatte den Vorhang, der den Alkoven vom Schlafzimmer trennte, so weit als möglich zurückgezogen, die Kerze auf dem Nachttischchen angezündet und öffnete nun, auf dem Bettrand sitzend, das Kuvert.

Ein Zettel lag darin, mit wenigen Zeilen einer energischen, aber ziemlich alltäglichen Handschrift beschrieben, der Abschiedsgruß des Bruders an seine über alles geliebte Schwester.

Offenbar war der Zettel aus einem Notizbuche herausgerissen, denn er enthielt auf der Rückseite ein paar Zahlen, eine 12 und die Ziffer 19,378 fast gänzlich verwischt, und außerdem zog sich um die Ränder des Papiers eine feine Vergoldung. Der Zettel enthielt nur die Worte:

„Besser tot als entehrt leben. Ich sterbe von eigener Hand — mein eigener Richter! Lebt wohl!

10. September. Herbert.

Es ist also war! Er hatte sich selbst getötet und die Gründe dieses Selbstmordes als sein ewiges Geheimnis mit ins Grab genommen.

Darum hatte man die Beisetzung des Toten so rasch und in der Stille vollzogen, nachdem man die entstellten Ueberreste im Walde gefunden. Er entsann sich der Beschreibung des alten Johann, daß die Füchse dem Toten das Gesicht zerfressen und entstellt hätten.

So hatte der Unglückliche sich wahrscheinlich durch einen Schuß in den Mund getötet.

Je mehr er nachdachte, desto fester reihten sich die Glieder seiner Vermutungen zur Kette aneinander. Am Rande eines Baches, im Dickicht, hatte man den Unglücklichen gefunden.

So hatte er jedenfalls sein Jagdgewehr mit Wasser geladen, sich in den Mund geschossen und sich damit allerdings auf entsetzliche Weise verstümmelt, und wenn dann wirklich auch noch hungrige Raubtiere über den Leichnam hergefallen waren, so mußte der Anblick ein furchtbarer gewesen sein.

Ein tiefes Mitleid mit dem armen Menschen beschlich Oswald, wie er so regungslos dasaß, den Kopf in die Hände gestützt, den kleinen Zettel vor sich auf dem Nachttisch liegend.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur in einem entfernten Zimmer klang der monotone Pendelschlag einer Uhr, und ab und zu strich an den Fenstern draußen ein leiser Windhauch vorüber.

Plötzlich stutzte Oswald.

Kaum merklich bewegten sich seine Nasenflügel, und sein Kopf neigte sich tiefer auf den Tisch.

Ein leiser Duft eines ziemlich verflüchtigten Parfüms stieg unverkennbar zu ihm auf.

Er täuschte sich nicht, einer seiner verfeinertsten Sinne war der Geruch, schon als Kind hatte man ihn damit geneckt, daß er „wittere, wie ein Jagdhund," wie sein Vater immer scherzend zu sagen pflegte.

Dieser Geruch, der ihn stutzen machte, konnte nirgendwo anders herkommen, als aus dem Stückchen Papier, was vor ihm lag.

Darüber war kein Zweifel.

Und als er es dicht ans Gesicht hielt, fand er seine Vermutung bestätigt. Ein scharfer, eigentümlicher Wohlgeruch steckte in dem Blättchen Papier, ein Parfüm, das die Zeit nicht hatte verschwinden lassen können.

Und er kannte diesen Duft, erst vor ganz kurzer Zeit hatte er denselben gerochen, aber wo?

Plötzlich durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag.

Das war ja nicht möglich! Das war ja Wahnsinn, was er jetzt dachte — aber es ließ ihn nicht mehr los, und er erhob sich, steckte das Papier zu sich, und ohne die Kerze zu verlöschen, huschte er aus dem Zimmer.

Er kannte sich aus im Schlosse. Draußen schien der Mond, der auf die Gänge durch die Flurfenster leuchtete. Er brauchte also für den Weg über die Treppen nach seinem Zimmer keine Kerze. Eine Schachtel Wachszündhölzer hatte er bei sich, das genügte, um sich unten auf dem Wege durch die Zimmer zurechtzufinden bis zum Treppenhause.

Leise über die dicken Teppiche schreitend war er eben bis zum ersten Stockwerk gekommen, als ein winziger Lichtpunkt am Ende des langen Korridors zur Rechten der Treppe seine Aufmerksamkeit fesselte.

Rasch trat er hinter eine Säule und beobachtete das merkwürdige Licht.

Er selbst und der Teil der Treppe, wo er sich befand, waren gänzlich im Dunkeln, am Ende des Korridors aber, in dem sich das Licht bewegte, wölbte sich das hohe Flurfenster, durch das der Mond hereinschien und ihm deutlich die Umrisse einer Gestalt, und zwar einer weiblichen, zeigte, die offenbar eine Blendlaterne trug, die einen langen, dünnen Lichtstrahl vor ihr herwarf.

Plötzlich blieb die Erscheinung stehen und das Licht erlosch.

Um so schärfer hob sich jetzt in dem grünlichen Mondlicht die Silhouette der unbeweglich stehenden Gestalt.

Auch Oswald rührte sich nicht hinter seiner Säule und hielt den Atem an.

Nach einigen Augenblicken glitt die Erscheinung weiter auf ihrer Wanderung, und da der Korridor dicht an der Treppe mündete, so mußte sie an dem Lauschenden vorüberkommen und ihn unweigerlich entdecken, wenn sie die Blendlaterne öffnete.

Eine Sekunde sah sich Oswald um, in der instinktiven Absicht, die Treppe zum zweiten Stock zu erreichen, aber das wäre nicht möglich gewesen, ohne aus dem Schatten der Säule zu treten. Als er den Kopf wieder umwandte, war die Erscheinung — verschwunden.

Das überstieg sein Fassungsvermögen, und wie ein Träumender rieb er sich Stirn und Augen.

Sein Umwenden hatte kaum zwei Sekunden gedauert, und in dieser Zeit hätte die Frau unter gar keiner Bedingung den Weg, den sie gekommen war, zurückgehen oder gar unbemerkt an ihm vorüberkommen können.

Beides war ausgeschlossen.

Sie mußte also entweder — da der Korridor keine Türen hatte — in die Erde versunken oder in die Wand geglitten sein.

Bei dem letzten Gedanken fühlte Oswald, daß es ihn kalt überrieselte. Wie im Frost schauerte er zusammen.

Dann ging er langsam den Weg, den die Gestalt gekommen war, Schritt für Schritt, die Augen fest und suchend auf die Wände gerichtet.

Der untere Teil des Korridors bestand über Manneshöhe in einer alten Eichenholztäfelung, über der sich als oberer Teil zur Decke eine grau getünchte Mauer schloß.

Die Täfelung selbst zeigte eine ganz symmetrische Anordnung geschnitzter Füllungen, die sich in gleichen Zwischenräumen wiederholten.

Während er mit aufmerksamen Blicken das alte Getäfel prüfte und seine Augen bald nach oben, bald zur Erde irrten, sah er auf dem Boden, dicht an der Wand, eine kleine Quaste von lila Seidenchenille, die offenbar im Laufe des Tages dort verloren worden war.

Er bückte sich danach unwillkürlich, um das Quästchen aufzuheben, wunderte sich aber, als das kleine Ding Widerstand leistete und gleichsam im Boden festgewurzelt schien.

Bei genauer Betrachtung bemerkte Oswald, daß es eingezwängt zwischen einer Fuge der Täfelung saß, eine Wahrnehmung, die ihn ebenso überraschte wie befriedigte.

Er nahm sein Taschenmesser heraus und schnitt das Quästchen ab, da er sich vorsichtigerweise nicht entschließen wollte, es aus der Fuge gewaltsam herauszureißen.

Dann merkte er sich die Stelle ganz genau — es war die zwölfte Füllung vom Anfang des Korridors. Dann steckte er seinen Fund sorgfältig in die Tasche und eilte rasch in sein Zimmer, wo er mit ungeduldigen Händen die Kommode öffnete, worin er seine paar Habseligkeiten aufbewahrte.

Aus einem Paket Taschentüchern zog er einen Herrenhandschuh hervor, denselben, den der Mann auf der Landstraße nach seinem Rendezvous mit Baronesse Julia verloren hatte, und der unverkennbar dasselbe intensive Parfüm ausströmte wie das ominöse Stück Papier.

Schon damals war ihm dieser Duft als ein ganz besonderer, ungewöhnlicher aufgefallen. Um so weniger konnte er sich jetzt täuschen, als er den Geruch des Handschuhs mit dem des Zettels verglich. Das Parfüm war unleugbar dasselbe.

Nachdem er sich vergewissert hatte, versteckte er den Handschuh wieder sorgfältig zwischen die Taschentücher und verschloß ängstlich das Paket. Dann nahm er aus dem Grunde seines Rucksacks ein zusammengefaltetes Papier, wickelte eine kleine Lupe daraus hervor, die er sich mitgenommen hatte, um damit auf seiner Wanderung Pflanzen und Mineralien zu beobachten. Welchen wichtigen Dienst sie ihm heute leisten sollte, hatte er allerdings nicht vorausgesehen.

Leise, wie er gekommen war, schlich er dann wieder hinunter in das Krankenzimmer und von da in seinen Alkoven, wo er auf dem Nachttischchen den Zettel ausbreitete und sich mit der Lupe an eine außerordentlich sorgfältige Untersuchung machte.

Jeden Buchstaben besah er genau, um irgend einen Anhaltspunkt für den Verdacht zu finden, der ihm soeben durch das ominöse Parfüm bestätigt worden war.

Das Blatt Papier war offenbar aus einem Notizbuch herausgerissen, und zwar mußte dies demselben gehören, der den Handschuh neulich verloren hatte, dafür sprach der Vergleich zwischen Handschuh und Papier zu genau, denn dieses Parfüm war ein so intensives, so seltenes, daß beide Gegenstände unbedingt nur denselben Besitzer haben konnten.

Dann aber — kombinierte Oswald weiter — konnte unmöglich der junge Graf diese Zeilen geschrieben haben, denn für einen solchen Zweck entlehnt sich doch niemand das Notizbuch eines anderen.

Wenn also der Sterbende die wenigen Worte nicht geschrieben hatte, so mußte sie der Eigentümer des Papiers geschrieben haben, eine andere Deutung war nicht zulässig. Und dieser Eigentümer wieder konnte nur derjenige sein, dem das Notizbuch gehörte, das den gleichen eigenartigen Duft an sich hatte, wie jener Handschuh.

Mithin war auf dem Zettel die Handschrift des Grafen unzweifelhaft eine Fälschung, ausgeführt, um seinen Tod als einen freiwilligen erscheinen zu lassen.

Der Mann mit dem penetranten Parfüm mußte also an dem Verschwinden des jungen Neudeck ein hohes persönliches Interesse haben, mußte ein Mensch von Bildung und Distinktion sein, denn nur ein solcher konnte die Fälschung so tadellos ausführen, daß die nächsten Angehörigen getäuscht wurden, und auch ein so haltbares, mithin sehr teures und eigenartiges Parfüm konnte nur zur Toilette eines vornehmen Herrn gehören.

Nachdem Oswald diese Punkte sich mit all seiner Logik festgestellt hatte, begann er wieder mit der mikroskopischen Untersuchung des Zettels. Er verglich beide Seiten genau miteinander und da verhalf ihm das unerbittliche Vergrößerungsglas zu einer Entdeckung, über die er beinahe laut aufgejubelt hätte. Die unbeschriebene Seite des Papierblättchens war tadellos glatt satiniert, während die beschriebene Seite ein bedeutendes rauher war und alle Merkmale zeigte, daß über die ganze Fläche sorgfältig radiert worden war und zwar, was das Wichtigste war, nachdem die Schrift mit Tinte geschrieben worden. Seine Vermutung, daß also vorher mit Bleistift die Worte zusammengestellt und dann mit Tinte nachgezogen sein mußten, bestätigte sich ihm durch diese Wahrnehmung und wurde zur Gewißheit, als er bei dem Buchstaben „r" des Namens Herbert eine winzige, mit bloßem Auge absolut nicht sichtbare Bleistiftlinie entdeckte, die trotz der sorgfältigen Radierung dem verwischenden Gummi entgangen war.

So hatte er denn, was er vor allen Dingen brauchte, einen unumstößlichen Beweis, daß hier verruchte Hände im Spiele waren, daß all seine argwöhnischen Verdachtsgründe berechtigt gewesen, und daß er vollständig recht getan, seinen Freund Keßler und den Detektiv kommen zu lassen, die nun die Spur verfolgen sollten, auf die er sie mit diesem Beweisobjekt leiten konnte.

Für einen nur einigermaßen befähigten Untersuchungsrichter waren dieses Papier und der bewußte Handschuh Anhaltspunkte genug, um den Verbrecher ausfindig zu machen, um so leichter, da Oswald den Mann, der den Handschuh verloren, ja von Angesicht kannte und dieses Gesicht mühelos unter Tausenden herausgefunden hätte. Er barg den Zettel in seiner Brusttasche, dann löschte er die Kerze und streckte sich angekleidet auf das Bett, wo er mit offenen Augen regungslos liegen blieb — stundenlang.

An Schlaf konnte er nicht denken, er hatte in der verflossenen Stunde zu Vieles, zu Wunderbares erlebt, um seine Gedanken zur Ruhe zwingen zu können.

Alles tauchte noch einmal vor ihm auf und zog schattenhaft an ihm vorbei, langsam reihten sich die Glieder zur Kette aneinander, klarer und immer klarer formte sich für ihn das Bild des ganzen Geheimnisses, das seine Seele qualvoll zu enthüllen strebte.

Die gespenstische Erscheinung, die da oben im Mondlicht lautlos durch die Gänge geglitten und buchstäblich in der Wand verschwunden war, beschäftigte seine erregte Phantasie am meisten.

Nur eine konnte es sein.

Aber was wollte diese eine, wohin ging sie auf so geheimnisvollen Wegen zu dieser Stunde? — Daß sie keine Kerze auf ihrem Gange trug, sondern sich einer Blendlaterne bediente, war ihm ein Beweis, daß ihre Wanderung eine geheime war, und daß diese Wanderung eine häufige wiederkehrende Gewohnheit war, bestätigte die für diesen Zweck eigens angeschaffte Blendlaterne, die wohl kaum zu den landläufigen Requisiten einer Dameneinrichtung gehörte.

Wohl zwei Stunden hatte Oswald so gelegen und kombiniert, die Augen starr in das Dunkel gerichtet, das ihn umgab. Der Kopf tat ihm weh zum Zerspringen.

Mit einem Male war es ihm, als wenn aus dem Krankenzimmer ein leiser, kaum hörbarer Ton einer müden Stimme den Namen flüsterte, der in Oswalds Gedanken eine so große, bedeutungsvolle Rolle spielte.

Schnell richtete er sich empor und lauschte. Und richtig, da war es wieder, das süße Wort, das in seinem Herzen ein lautes Echo fand: „Thea!" Im Nu war die Kerze angezündet und wenige Sekunden später stand Oswald vor dem Bett des Grafen.

Der Kranke war erwacht, und seine weit offenen Augen glitten suchend im Zimmer umher.

Aber sein Gesicht hatte nicht mehr den Ausdruck grenzenlosester Apathie, wie bisher, in den forschenden Blicken lag auch nicht mehr die fieberhafte Angst, die tödliche Ermattung, sondern ein langsames Erwachen der Seele zu vollem Bewußtsein sprach aus den bisher wie im Todesschlaf geschlossenen Augen.

Oswald trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Leidenden.

„Komtesse Thea schlafen, Herr Graf," flüsterte er leise und aus seinen schönen Augen leuchtete es hell und freudig über den Erwachten hin. „Es ist sehr spät in der Nacht, aber wenn der Herr Graf die gnädige Komtesse zu sprechen wünschen —"

Neudeck schüttelte das Haupt und ein mildes Lächeln zog um seine blutlosen Lippen, die sich müde öffneten und ganz leise, kaum hörbar sagten: „Nein, nein! Sie soll nur schlafen! — Sind Sie nicht —"

Oswald nickte und sagte schnell, um dem Kranken jede Anstrengung des Sprechens zu ersparen: „Ich bin Fritz Weber, Herr Graf, und von der gnädigen Komtesse, die mir vollständig die Pflege ihres geliebten Herrn Vaters anvertraut, beauftragt, die Nächte hier zuzubringen. Dort im Alkoven steht mein Bett, der Herr Graf sind keinen Augenblick allein, und ich bitte, nur das leiseste Zeichen zu geben bezüglich Ihrer Wünsche. Fühlen der Herr Graf sich nicht wohl?"

Der Leidende schüttelte den Kopf und atmete tief auf. Dann sagte er matt: „Ich fühle mich leicht, — und die Müdigkeit, die ich jetzt empfinde, hat etwas Erquickendes, nicht mehr so wie sonst!"

„So möchten Sie wieder ruhen, Herr Graf? Schlafen?"

„Ja, schlafen, aber ohne Schmerz, den dumpfen hinter der Stirn, wie bisher — schlafen — als wenn ich gesund wäre!" Damit schloß er die Augen.

Oswald ordnete mit sanfter Hand die Kissen, wischte mit dem seidenen Tuch, das auf der Decke lag, ein paar Schweißtropfen weg, die an seinen Schläfen perlten, und zog das Plumeau höher empor. Ihm war ganz wunderseltsam zumute, als wenn dieser kranke Mensch sein Eigentum wäre, als wenn dieses matt flackernde Leben ihm gehörte, daß er es schützen müßte mit Einsetzung seines eigenen Ich.

Dann trat er an das Toilettentischchen, goß von der Arznei, die Neumark gestern verordnet hatte, die vorgeschriebene Dosis in einen Löffel und halb vor dem Bette niederkniend, gab er sie seinem Herrn ein.

Dabei schlug der Graf nochmals die Augen auf, und unwillkürlich mußte der Anblick des schönen jungen Menschengesichtes, das im flackernden Schein der Kerze so freudeverklärt zu ihm herabschaute, sein innerstes Gemüt getroffen haben, denn dasselbe milde Lächeln von vorhin zog über sein ganzes Antlitz, und ein kaum merkliches Nicken schien dem freundlichen Samariter zu danken.

In Oswalds Augen schimmerte es feucht, als er aufstand, und noch lange blieb er am Fußende des Bettes stehen, bis tiefe und regelmäßige Atemzüge ihm die Gewißheit getan, daß der Graf wirklich in festem und gesundem Schlaf lag.

Dann ging er auf den Fußspitzen in seinen Alkoven zurück, löschte die Kerze und streckte sich lang auf das Bett, wo er schnell im Gefühl vollster Beruhigung einschlief.

Am nächsten Morgen beim Tee erhielt Baronesse Julia ein Telegramm, das sie zu ihrer Mutter berief, die in der Residenz plötzlich von einem heftigen Unwohlsein befallen war.

„Dann reise ich — so leid es mir tut, gerade jetzt fortzumüssen — heute abend mit dem Zuge 8,27 Uhr," sagte sie mit sorgenvoll gefurchter Stirn zu Thea. „Daß es dem Onkel ein wenig besser zu gehen scheint, ist ja immerhin eine kleine Beruhigung für mich, und ich kann weniger ängstlich reisen, um bei Mama nach dem Rechten zu sehen!"

„Wirst Du lange fortbleiben?" fragte Thea.

„Kaum! Ich kenne ja Mama mit ihren imaginären Leiden. Sie hat Sehnsucht nach mir — und Langeweile. Dazu kommt etwas Migräne und vielleicht eine kleine Indigestion. Ich denke, daß ich schon morgen abend oder spätestens übermorgen früh wieder zurück bin!"

„Ein wenig Zerstreuung tut Dir auch not, liebe Julia," sagte Thea, „denn Du hast Dich in der letzten Zeit mehr angestrengt, als Deine Konstitution es eigentlich erlaubt. Wie not uns vor allem der Schlaf tut, habe ich selbst heute nacht recht intensiv empfunden, wo ich zum ersten Male seit langer Zeit schlafen konnte, mit dem Bewußtsein, einen Mann im Hause zu haben, auf den man sich unbedingt verlassen kann."

Julia lächelte. Es lag etwas merkwürdig Höhnisches in diesem Lächeln, mit dem sie ihre Cousine anschaute. Dann sagte sie:

„Es ist wirklich wunderbar, wie dieser wildfremde Mensch so unbedingtes Vertrauen bei Dir finden kann. Ich muß Dir offen gestehen, daß ich da vor einem Rätsel stehe, denn die Anwesenheit dieses seltsamen Burschen ist es, die allein mir meine Abreise für die kurze Zeit schwer macht. Der Mensch, um es gerade heraus zu sagen, ist mir unheimlich, und ich mache mir gewissermaßen Vorwürfe, den Onkel in diesen Händen zurücklassen zu sollen. Wer weiß, ob die guten Manieren, die er so geflissentlich zur Schau trägt, nicht nur ein sehr oberflächlicher Lack sind, unter dem sich, wer weiß was versteckt. — Ich traue ihm nicht über den Weg."

„Um so größeres Zutrauen habe ich zu ihm und so viel Menschenkenntnis traue ich mir zu, um hinter diesen ehrlichen Augen auch eine selten ehrliche und anhängliche Seele zu vermuten. Welche Gründe sollte er denn haben, hier in diesem weltentlegenen Schlosse eine Stellung anzunehmen, von der ein so jugendfrischer und lebensfroher Mensch sich doch wahrhaftig keine allzu frohen Stunden versprechen kann?"

„Das weiß ich nicht. Aber irgend etwas muß es sein, was ihn veranlaßte, mit Freuden die angebotene Position anzunehmen und sich hier einzunisten. Eines Tages wird es ja schon ans Licht kommen — hoffentlich nicht zu unser aller Schaden. Jedenfalls bitte ich Dich herzlichst, so lange ich fort bin, liebste Thea, ihm nicht allzu viel Spielraum zu lassen im Krankenzimmer und ihn, als einen Fremden, mit der nötigen Wachsamkeit zu beobachten. Der seinerzeit ein Portemonnaie der Eigentümerin zurückgab, um den Glauben an seine Ehrlichkeit zu erwecken, kann vielleicht einer größeren Verlockung weniger leicht widerstehen, und Du weißt, welch wichtige und wertvolle Papiere der Schrank im Schlafzimmer des Onkels birgt."

„Julia!" rief Thea mit leichtem Erröten, denn sie schämte sich des Verdachtes ihrer Cousine. „Ich bitte Dich herzlich, denke nicht so häßlich von einem Menschen, der bisher nur zur besten Meinung Veranlassung gab. Noch hat er nicht das Leiseste getan, was diesen schimpflichen Argwohn, rechtfertigen könnte. Ich weiß ja nicht, welchen Grund er Dir zu Deiner ausgesprochenen Antipathie gegeben hat, aber —"

„Liebste Thea," entgegnete Julia, „ich verstehe nicht, wie wir beide uns über den seelischen Wert eines Domestiken ereifern können. Tut er seine Pflicht, gut. Mehr braucht es ja nicht. Ich möchte Dich nur warnen, in ihm nicht etwa mehr zu sehen, als in den andern Dienern des Hauses."

„Ich verstehe Dich wohl nicht ganz," entgegnete Thea mit einem ebenso unbefangenen wie fragenden Blick auf die Sprecherin.

„Nun ja! Du bist auf dem besten Wege, diesen Herrn von der Landstraße wie einen langjährig erprobten Angestellten, wie eine Art Sekretär oder älteren Vertrauensmann zu betrachten. Verzeihe mir, wenn ich das nicht tue und ihn in Zukunft, um so wachsamer im Auge behalte. Ich sagte Dir schon einmal, mir sind alle Halbgebildeten ebenso unsympatisch wie unheimlich. — Aber genug von diesem an und für sich so unbedeutenden Thema — Wann kommt der Arzt? Hat er gestern gesagt, mit welchem Zug er eintrifft?"

„Wie gestern. Um 10 Uhr fährt der Wagen zur Station."

„Dann komme ich, sobald ich meine Sachen geordnet habe, wieder herunter, denn ich kann nicht beruhigt reisen, bevor ich gehört habe, was er sagt."

(Fortsetzung folgt.)

Das tote Haus.

(4. Forts.) Novelle von H. Goedsche.

Die beiden Freunde erbebten vor dem grauenhaften Anblick. „Laß uns gehen Philipp," flüsterte hastig der Schöffe, „jetzt ist keine Zeit hier für Dich, Dein Gebet zu verrichten." Aber der Graf wehrte und winkte dem ihn Fortziehenden mit der Hand und lauschte den Worten, die durch das Gewölbe von Zeit zu Zeit zu ihnen klangen.

„Hörst Du mich nicht, hörst Du mich noch nicht, bleiches blutiges Bild!" kreischte der Büßende mit greller Stimme, „Willst Du mich ewig verfolgen, rastloser Schatten, dem keine Sühne genügt! — Hab ich nicht zu den Füßen gelegen des lösenden Apostels in Sankt Peters-Dom und hat seinige heilige Hand mich nicht berührt und Vergebung gebracht auf mein sündiges Haupt! — Was kann ich für den Teufel in meiner Brust, für den Haß und den Mammon, daß sie meine Seele verderben. — Die Buße hat meine Haare gebleicht, die Schuld meinen Geist vertrocknet! Gnade, Gnade, entsetzliches Gespenst!" — Er fuhr empor. „Horch, flüsterte da nicht eine Stimme, — ist es die Deine, die mir Vergebung kündet?" — Er blickte wild umher, grauenhaft war der Ausdruck dieses abgestorbenen Gesichts, in denen nur die Augen rollten und glühten wie zwei feurige Kohlen, dann brach er in wildes wahnwitziges Lachen aus, das gellend das Echo von den dunklen Gewölben zurück warf, wie die Antwort dämonischer Geister. „Torheit ist alles! — Wo die Toten liegen, da ruhen sie. Moder und Staub sind Deine Gebeine, Du sprichst nicht mehr, Du bist tot, tot! Wer könnte das besser wissen, denn ich!" — —

Fast mit Gewalt zerrte der Bürger den Ritter nach der Tür. „Fort, fort von hier," flüsterte er schaudernd, — „diese Worte gehören nicht für uns, nicht für Dich. Laß uns fliehen diesen entsetzlichen Auftritt!" —

— — „Die Toten ruhen," flüsterte der graue Mann am Altare weiter, — „warum kommst Du allein aus Deinem Grab und findest die Ruhe nicht? Der Tag des jüngsten Gerichts ist ja noch nicht angebrochen, an dem Du mich anklagen darfst! — Des Gerichts, des Gerichts!" wiederholte er schaudernd und krallte mit den Händen in die welke Brust. — „Was tat ich denn so Großes, daß mir vor dem Gericht so bangt! — Ist denn das Gold nicht schön und lockend, und frißt der Haß und die Rache nicht gierig am Herzen? Hab ich nicht gehaßt Dich und Deinen Buhlen, und Dein ganzes Geschlecht, und war ich denn was anderes, denn das Werkzeug Besserer, die Hand des Rechts? — Und dennoch, dennoch! Erbarmen, Erbarmen!" und mit gellendem Angstschrei brach seine Gestalt wieder zusammen auf den Steinen.

Mit einem Stoß befreite sich der Graf von der Hand des Freundes und flog nach der Stelle, dem Unglücklichen Beistand zu leisten. Dieser raffte sich empor bei dem Geräusch und starrte mit wilden Blicken den Fremden an, auf den das Licht der Ampel voll und klar fiel. „Philipp von Manderscheid," keuchte er aus tiefer Brust, — „die Toten stehen auf, — der Tag des Gerichts ist da!" und ohnmächtig stürzte er in die Arme des Ritters. — — Auch Monheim eilte herzu, den Freund zu unterstützen, und eine vierte Gestalt, aus dem hohen Chor von den Stufen des Hochaltars sich erhebend, vermehrte die Gruppe. Es war der Prior der Kreuzbrüder, Arnold Jordans, ein finsterer, glaubensstrenger Mann. „Was tut Ihr hier bei Nacht in der Kirche eines Euch fremden Glaubens, Herr Lizentiat," wandte er sich mit Strenge zu diesem, „warum stört Ihr die Bußübungen eines Unglücklichen, und wer ist der Fremde da an seiner Seite?"

„Verzeiht hochwürdiger Herr," entschuldigte sich Monheim, „wir gingen an dem Kloster vorüber, fanden die Pforten offen, hörten Geräusch und fürchteten Böses für die Kirche. Mein Begleiter ist der kaiserliche Obrist, Graf von Geroldstein, von dessen Ankunft Ihr gehört haben werdet."

Der Prior betrachtete ihn finster, während er an einer Glocke zog. „Wenn das ist," sagte er, „was tut das Lamm bei dem Wolfe? — Schaut mich nicht so fragend an, Herr Lizentiat, ich kenne Euch! — doch wie dem auch sei, habt Dank für Eure Besorgnis, aber entfernt Euch jetzt und überlaßt den Kranken meiner Aufsicht. — Mein Sohn," wandte er sich zu dem Offizier, „ich habe Euch als einen wackern Streiter unseres heiligen Glaubens rühmen hören. Schenkt morgen oder an einem anderen Tage unserm Kloster Eure Gegenwart, jetzt aber sucht die Ruhe, und laßt Euch nicht anfechten, was Ihr hier gesehn. Was auch für Worte einer kranken unzurechnungsfähigen Seele Euer Beider Ohr erreicht, sie sind leerer Hauch der Luft, ohne Sinn und Deutung. Der Arme ist wahnwitzig seit langer Zeit, und Gebet und die strengste Buße allein kann die bösen Geister seines Innern bannen. Darum kömmt er hierher in einsamer Stunde und betet mit mir. Geht, geht, ehe er wieder erwacht!"

Zwei Laienbrüder traten in die Kirche und nahmen den ohnmächtigen Greis aus den Armen des Ritters; der Geistliche erteilte diesem seinen Segen und stumm und erstaunt über das Vorgefallene ließ er sich von dem Freund auf die Straße ziehen.

„Vergiß, was Du gesehn und gehört," sagte Monheim dort zu ihm, „der Prior hat Recht daran! die Worte eines Wahnsinnigen sind leerer Schall ohne Sinn und Gedanken, sonst . . . ." er schauerte unwillkürlich zusammen und bedeckte mit der Hand die Augen, als wolle er sich schützen vor grauenhaften Bildern. — „Ahnst Du nicht, wer der alte Schwärmer war?"

„Wie könnt' ich," entgegnete der Obrist. „Und seltsam wußte er den Namen meines Geschlechts! — Sprich!"

„Es ist der alte Meister Leonhard, der wahnsinnige Greis, der Großvater der schönen Giacoma, in deren Hause Du vorhin warst. Er hat in seiner Jugend viel gesehen, vielleicht auch Deinen Ohm, dem Du gleichst!"

Der Obrist fuhr zusammen. „Um Gott, der war's," sagte er bewegt, „wie bedaure ich den alten unglücklichen Mann!"

„Und seine Enkelin!" ergänzte der Bürgerschöffe mit leichtem Spott; der Graf aber tat, als hätte er die Worte nicht bemerkt, und beide schritten nun still bis zum Schlosse.

Monheim blieb an der Seitenpforte, durch die der Verkehr der Schloßbewohner mit der Stadt nach Verschluß des Haupttores stattfand, stehen und faßte den Arm des Freundes. „Dein Gemach liegt in jenem Flügel, Philipp," sagte er mit bewegter Stimme „Erfülle mir eine Bitte, und glaube, daß ein Freund sie an Dich tut. — In jenem Flügel — ich kenne die Gemächer — liegt auch das Schwanenzimmer, darin hängen zwei Bilder, — eh' Du zur Ruhe gehst, betrachte das zur rechten Hand und verrichte dort Dein Gebet! Es wird Dir manches Dunkle erklären und möge es Deine Seele erleuchten, — es ist für unser aller Frieden notwendig!" — Er drückte dem Freunde die Hand, und entfernte sich rasch, ehe dieser um die Deutung der rätselhaften Worte fragen konnte. Der Obrist rief die Wächter an, die Brücke fiel und er trat in das Schloß. Hier fand er noch seinen alten Kurt und einen herzoglichen ihm zugegebenen Diener wach und seiner harrend. Sie geleiteten ihn hierauf zu seinem Zimmer.

An dem großen Turm empor führte eine bedeckte Stiege zu dem langen Korridor, der längs den Gemächern hinlief. Als sie denselben betreten, frug der Graf den Diener nach dem Schwanensaal, und befahl ihn zu öffnen. Mit einer gewissen Scheu gehorchte der Mann, und sie traten in das weite einsame Gemach. Glänzende Tapeten schmückten es, zierlich vergoldetes Gerät und Verzierungen an Decken und Wänden. An der Wand gegenüber erblickte Philipp die besprochenen Bildnisse in schweren großen Rahmen, doch mit dunklem Flor verhüllt. Er hieß dem Diener den Vorhang lösen, doch dieser zauderte. „Vergebt Herr —"

„Tut, was ich sage," befahl der Graf, und jener zog den Vorhang zur Seite, das volle Licht des Armleuchters in seiner Hand fiel auf das Bild zur Rechten; der Beschauer aber fuhr betroffen zurück.

„Giacoma d'Origlia!" rief er erstaunt und schaute auf das Bild.

„Verzeiht Herr," unterbrach ihn der Diener, „das ist das Konterfei der Herzogin Jakobea von Baden seligen Andenkens, und das daneben das Bild ihres Gemahls, des Herzogs Johann Wilhelm Gnaden."

Der Graf starrte den Diener an: „Dies das Bild der Herzogin Jakobe? es ist unmöglich?"

„Gewiß, gnädiger Herr," entgegnete dieser, „und zwar soll es gar wohl getroffen sein. Alte Leute, die sie noch gekannt, beteuern es. Es sollen nur zwei Bilder existieren von der hochseligen Frau, beide von einem großen niederländischen Meister gemalt. Was aus dem zweiten geworden, ist unbekannt. — Doch, Herr, laßt uns nicht weiter reden davon in diesen Gemächern. Dieser Saal wird wenig betreten und herzogliche Gnaden haben befohlen, die Bilder zu verhüllen. — Das Volk erzählt seltsame Sachen von diesem Teile des Schlosses — noch gestern abend soll die Herzogin selbst in der Stadt gesehen worden sein bei dem Tumult. — — Laßt uns gehn, edler Herr, es ist nicht gut sein hier in dieser Stunde!"

Sein bleiches Gesicht zeugte von der abergläubischen Furcht, die ihn befallen; auch den alten Diener des Ritters machte ihr Einfluß beklommen. In tiefen Gedanken folgte der Obrist ihrem Wunsch und verließ den Saal. Mit scheuen Winken deutete der Diener nach dem Ende des Korridors, wo sich derselbe in den großen Turm öffnete. „In jenem Turm liegen die Gemächer," sagte er flüsternd, „in denen man die hohe Frau gefangen hielt, und wo man sie tot in ihrem Bette gefunden hat. Gott verleihe ihr Frieden und eine selige Urstätte." Er schlug ein Kreuz, auch die anderen Beiden taten es ernst. In sein Gemach gekommen, entließ der Graf beide Diener und enthob sie aller Hilfleistungen. Eilfertig machten sie von der Erlaubnis Gebrauch. — —

In dulci jubilo. Nach dem Gemälde von Paul Rowe. (Siehe Seite 8.)
Mit Genehmigung der Photographischen Union, München.

Er war jetzt allein in dem Gemach, dessen hohes Bogenfenster hinaus nach dem Rhein schaute. Die Arme über die starke Männerbrust gekreuzt, schritt er auf und nieder, in seiner Seele wogte ein Meer von düstern Gedanken. Dann ergriff er den Armleuchter, öffnete leise die Tür und betrat von neuem den Schwanensaal. Der matte Schein der Kerze warf ein unheimliches, gespenstiges Licht auf die weiten Räume und ihre tote traurige Pracht. Vor dem Bild der Fürstin blieb Graf Philipp stehen, — noch deckte es der Flor nicht wieder, — mit jenem schwermütig sinnenden Ausdruck, der diesem Gesicht so wunderbar eigentümlich ist,*) schien es herabzuschauen von der toten Leinwand auf das lebendige Bild des geliebten Mannes, — die vollen Lippen schienen sich öffnen zu wollen, zu sprechen einen jener sinnigen Verse, in denen einst die reine Seele der Jungfrau sich offenbart, und ihre Minne, die der Nachwelt als Bürge geblieben sind, von der schuldlosen Jugend dieser schwergeprüften Frau. **)

Lange, lange schaute der Graf auf diese Züge, in denen Giacomas Bild ihm entgegentrat. Er preßte die Hand auf das unruhig pochende Herz. „Jetzt erst verstehe ich Dich, Freund," sagte er leise vor sich hin, „und was Deine Warnung bedeuten soll. Jakobea von Baden und Philipp von Manderscheid, — Giacoma d'Origlia und Philipp von Geroldstein, — seltsames, launenhaftes Spiel der Natur, das gleiche Empfindungen in gleichen Körpern schuf! — Oder sollte es eine Warnung sein von oben, zu kämpfen gegen diese Liebe? — Nein, Geist meines Ohms, und Du seliger Schatten, dessen Bild aus dem Leben vor mir steht, und sollte auch euer Schicksal das meine sein, ich kann von dieser Liebe nicht lassen, die sich so wunderbar meines Herzens bemächtigt hat, — sie sei das Ideal meines Lebens, und sollte ich sie mit diesem Leben selbst erkaufen müssen!" —

— — Und durch das Gemach zog es wie Geisterschwingen, wie leiser zitternder Harfenlaut, — ein Luftstrom rauschte vorüber und die Kerzen erloschen in ihm, — — aber in dem schweren Rahmen des Bildes schien es licht und lebendig zu werden, und die schönen Züge sich zu verkörpern zur hohen stolzen Frauengestalt, und eine solche vor ihm zu stehen im Dunkel der Nacht licht und klar. Ein weiter Schleier rauschte um die hohe Gestalt, ein purpurrotes Samtband umschloß den stolzen schwanengleichen Hals, — bleich und schmerzlich schauten ihn hier die schönen Züge jenes Bildes an, wie vom Tode verklärt, — so schwebte die Erscheinung an ihm vorüber, mahnend und warnend die weiße Hand gegen ihn erhoben. — Von dem Lambertusturm aber kündigte die Glocke mit eintönigen Schlägen die Mitternacht! — War es Phantasie, war es Wirklichkeit, — er wußte es nicht! seine Sinne verwirrten sich, das kühne Männerherz pochte beklommen in der starken Brust, — so stürzte er fort in sein Gemach und warf sich auf das Lager, und lange lange noch sah er vor den geschlossenen Augen das bleiche warnende Bild, tönte es in sein Ohr wie schwermütige Lautenklänge herauf von den Wogen des Rheines. —

Am andern Morgen rückten die kaiserlichen Truppen in die Stadt, zwei Kompagnien Fußvolk und ein Fähnlein schwerer Reiter, doch alles ausgesuchte und erprobte Truppen, wohl geübt im Felde und von ihrem Führer an strenge Zucht gewöhnt. Der Obrist einigte sich nach einigem Streit mit dem Kommandeur der herzoglichen Söldner und den Hauptleuten der Bürgerkompagnien dahin, daß die kaiserlichen Truppen das Berger- und Zolltor mit den daran liegenden Citadellen und Befestigungswerken zur Bewachung übernahmen, jenen aber das Ratinger- und Flingertor überlassen blieb. Er selbst aber behielt sich natürlich das Oberkommando vor, und trat sein neues Amt alsbald mit einer Kraft und Energie an, die den an ihren eigenen stolzen Willen gewöhnten Bürgern durchaus nicht behagte. Trotz der vielen Hindernisse, ja selbst des bösen Willens und Widerstandes, die sich ihm boten, war der Graf unermüdet tätig, traf neue und zweckmäßige Sicherheitsmaßregeln, ließ die Befestigungswerke ausbessern, visitierte selbst aufs strengste die Posten, und zeigte sich zwar gütig und teilnehmend, aber auch unnachsichtlich gegen die Fahrlässigkeit, mit der bisher für die Sicherheit der Stadt gesorgt worden war. — Mit dem General Corduba hatten er und der Reichshofrat in den nächsten Tagen eine Zusammenkunft, in der sie ihn zu dem Versprechen zu bewegen wußten, eine strenge Mannszucht unter seiner Soldateska zu halten und die bisherigen Plünderungen und Willkürlichkeiten in dem herzoglichen Gebiet einzustellen, indem der Obrist fest erklärte, daß er ohne weiteres gegen marodierende Trupps wie gegen wirkliche Feinde verfahren würde. Dagegen mußte die Stadt sich dazu verstehen, zum Unterhalt der spanischen Truppen einen nicht unbedeutenden Zuschuß an Geld und Lebensmitteln zu leisten.

Diese neue Auflage, und die zwar unbedingt nötige, aber nichts desto weniger unerwünschte Strenge des kaiserlichen Kommandeurs regte die Oppositionspartei in der Stadt immer mehr auf und ließ neue Pläne gegen das bestehende Regiment schmieden. Gerüchte wurden unter dem Volke verbreitet, daß dies alles nur darauf hinauslaufe, die Stadt und das Land ganz der kaiserlichen Botmäßigkeit zu unterwerfen und sie ihrer Privilegien und Rechte zu berauben und dergleichen mehr. Am meisten nährte den Geist der Unzufriedenen der Herzog selbst, der sich durch seine Ratgeber und den seine geheimen Zwecke und Befehle befolgenden kaiserlichen Kommissarius zu einer höchst unvorsichtigen Strenge bewegen ließ und zu gewaltsamen Maßregeln, die protestantische und brandenburgische Partei in der Stadt immer mehr zu unterdrücken.

Diese schloß sich dagegen immer fester zusammen, hielt Zusammenkünfte und ließ sich zu geheimen Verhandlungen mit den Niederländern, den Schweden und den Grafen von Meurs verleiten, den steten Widersachern des Herzogs und treuen Anhängern der brandenburgischen Interessen.

Über allen diesen Wirren und sich neu entspinnenden Intriguen stand allein kräftig und rein Philipp von Geroldstein. Sein offener strenger, doch freier und edler Mannessinn, sein freundliches, teilnehmendes Herz erwarb ihm, wenn auch die Abneigung der einen, doch die persönliche Achtung beider Parteien, und ohne auf Einflüsterungen des Hasses und der Parteisucht zu horchen, tat er klar und männlich, was er für seine Pflicht hielt, und versuchte in verdoppelter Sorge und Tätigkeit die Bewegung und den Kampf seines Innern zu vergessen. —

Es war am nächsten Freitag, als der Graf in der Lambertuskirche der Frauen wieder harrte und sie nach dem Abendgebet zu ihrer Wohnung begleitete. Bald nachdem sie das Gemach betreten, wußte die alte Dienerin eine Gelegenheit zu finden, sich zu entfernen und der Graf blieb mit Giacoma allein zurück. Er brachte ihr die Leute und bat sie um ein Lied ihrer Heimat. Errötend nahm die Marchesa das Instrument, ihre Finger glitten durch die Saiten, und füllten mit melodischen Tönen das Gemach. Dann erhob sich ihre reine klare Stimme wie Seraphsgesang. Es waren Stanzen aus ihres Landsmannes berühmtem Gedicht Gerusalemme liberata, das eben jetzt nach dem Tode seines Verfassers, die Begeisterung aller empfänglichen Herzen erregte; jene schönen Verse, in denen Chlorinde sich von der Liebe besiegt erkennt. Als sie geendet und die begeistert erhobenen Augen zu Boden senkte, sah sie den Grafen neben ihrem Sessel, seine Blicke schienen noch den letzten Hauch von ihrem Munde zu saugen.

„Fräulein," — sagte er weich, — „ein Engel wohnt in dem Atem Eurer Brust und solche Klänge vermöchten Frieden zu bringen in den bewegtesten Sturm der Natur oder des Schlachtgewühls, nur nicht in die Mannesbrust selbst, in der sie nur Sturm, ewige unvergängliche Sehnsucht erregen können! — Ich weiß nicht, wie es kam, nur das weiß ich, daß auch aus meiner Brust der Friede gewichen ist seit dem Abend, da unter die tobende Menge des Volkes Eure Gestalt trat, wie ein Engel des Jenseits!" — Er beugte sich über sie, seine Augen ruhten auf den ihren, seine Seele sprach in ihrer und auch ihr dunkles, volles Auge erwiderte den Blick. „Giacoma — nie, nie werde ich jene Stunde vergessen!"

Ein kurzes, höhnisches Lachen unterbrach seine Beteuerung und schreckte beide empor. Hinter ihnen stand der Hauptmann Katterbach, der unbemerkt in das Gemach getreten war, und betrachtete mit boshaftem Ausdruck die Ueberraschten. „Ihr seid nicht der einzige, mein werter Herr Graf," sagte er, „der jene Stunde nie vergessen wird. Seid versichert bei der Hölle, daß ich sie Euch auch gedenken will! Wie es scheint, habt Ihr auch Euere alte Tugend nicht vergessen, schöne Frauen zu beschützen, und schleicht Euch in den Schafstall, wenn der Hirt nicht daheim ist!"

Der Graf faßte den Griff seines Schwertes. „Was wollt Ihr hier, Mann? Wie könnt Ihr wagen, hier einzudringen, nachdem was hier vorgefallen? Hütet Euch, Hauptmann Katterbach, diese edle Dame noch mit einem Wort zu beleidigen, ich denke, Ihr kennt mich!"

Der Hauptmann betrachtete ihn mit giftigem Blick, wehrte aber der Jungfrau, die ängstlich zwischen die Männer trat, um Streit zu verhüten. „Seid nicht besorgt für den schönen Herrn da, reizende Giacoma," sagte er spottend. „Diesmal gilt mein Besuch nicht ihm, obgleich ich hoffe, daß noch eine Zeit kommt, wo ich meine Rechnung mit ihm abschließen werde! Mein Erscheinen gilt dem alten Narren, Eurem Großvater, mit dem ich ein klein Geschäft abzumachen habe, und Euch mein zartes Täubchen, um Euch meinen besondern Dank abzustatten für die gütige Fürbitte, die Ihr neulich bei den Herren dieser Stadt für mich getan, und Euch mein Herz dafür zu Füßen zu legen. Doch war ich leider eben Zeuge, daß mir ein anderer Bewerber damit zuvorgekommen. Nun, mein Täubchen, ich hoffe, Ihr werdet eine vernünftige Wahl treffen und den alten Freund Eures Großvaters bedenken!"

Die Jungfrau erhob sich stolz, eine dunkle Röte des Unmuts überflog ihr schönes Gesicht, das große Auge heftete sich mit dem Ausdruck majestätischer Verachtung auf den Eingedrungenen. „Herr Katterbach," sagte sie ernst, „die Marchesa d'Origlia dünkt sich zu hoch, um ein Ziel für die Laune euresgleichen abzugeben. Da ihr einmal ohne meine Erlaubnis hier eingedrungen seid und meinen Großvater sprechen müßt, so mögt ihr denselben hier erwarten, was ich nicht hindern kann; der Herr Graf wird die Güte haben, Euch als den Gast unsers Hauses zu betrachten, und Euch mit mir gern dies Gemach überlassen."

---

*) Das, so viel bekannt, einzig erhaltene und von Meisterhand gemalte Bild der Herzogin befindet sich im Besitz des Herrn F. B. Custodis, auf den es als Familienerbstück übergegangen. Die schönen Züge des Bildes zeugen von einem energischen aber schwermütigen Geist oder tiefem Seelenleiden, und üben bei längerm Beschauen einen eigentümlichen Reiz.

**) Viele der Briefe zwischen der Herzogin und ihrem ersten Verlobten während ihres Aufenthalts am Münchener Hofe und einige zwischen ihnen gewechselte Minnegedichte sind uns aufbewahrt geblieben. Es spricht sich darin ein so tief empfundenes Gefühl, so zarte sinnige Jungfräulichkeit, eine so reine kindlich fromme und doch kräftige Seele aus, daß es den Leser aufs tiefste rührt, wenn er sich erinnert, daß dieses schöne Herz durch die kalten Forderungen der Politik gebrochen und einem unglücklichen Verhängnis zum Opfer werden mußte.

Der Hauptmann warf sich spöttisch lachend in einen Sessel, kreuzte die Arme über die Brust und machte sichs bequem. „Meinetwegen," sagte er frech, „wenn Ihr mir nicht Gesellschaft leisten wollt, so werdet Ihr hoffentlich mit einem guten Krug Weins mich dafür entschädigen; denn der alte Sünder möchte erst spät heimkommen und sprechen muß ich ihn. Was das Eindringen betrifft, so wißt Ihr ja selbst, schöne Dame, daß mir Euer Großvater einen Schlüssel zum untern Pförtchen anvertraut, und es nicht das erste Mal ist, daß ich Euch so meinen Besuch abstatte. Fahrt wohl, schöne Signora, und laßt mich nicht allzulange auf den Ersatz warten." Die Marchesa wandte sich verächtlich von ihm ab und mit bittendem und beruhigendem Blick zu dem Grafen, der nur mit Anstrengung seinen Zorn unterdrückte und reichte ihm die Hand, sie aus dem Gemach zu führen. Bevor er dies tat, wandte dieser sich nochmals zu seinem Gegner. „Hauptmann Katterbach", sagte er mit Ruhe, „Ihr wißt, daß ich nunmehr der Kommandant dieser Stadt bin. Heute betrachte ich Euch als Gastfreund dieses Hauses, darum geht Ihr frei aus. Stellt meine Langmut jedoch nicht wieder auf die Probe, denn, bei meinem Ritterwort! laßt Ihr Euch noch einmal in den Mauern dieser Stadt betreffen, so behandle ich Euch wie einen Marodeur und lasse Euch mit Steigbügeln aus dem Tore peitschen!"

Der trotzige Bösewicht fuhr knirschend empor, doch bezwang er sich gewaltsam, kehrte dem Feinde den Rücken und pfiff ein Reiterlied. Giacoma zog ängstlich mit der herbeigekommenen Dienerin den Grafen zur Tür.

„Ihr müßt gehn, edler Herr," bat sie, „so wert uns auch Eure Gesellschaft ist; denn Ihr dürft mit diesem Manne nicht unter einem Dache bleiben. — Seid unbesorgt um uns," fuhr sie fort, der Entgegnung Philipps zuvorkommend, „ich begebe mich sogleich in mein Zimmer, und bin dort sicher vor dem Unhold. Er wagt es nicht, uns zu belästigen, und hat auch nur die Absicht, meinen Großvater zu erwarten. Geht, ich bitte Euch!" —

(Fortsetzung folgt.)

Sein letztes Jahr.

Von Hermann Kreling.

(Nachdruck verboten.)

In dem Hoftheater einer kleinen Residenz war die überaus glanzvolle Aufführung der Schiller'schen „Piccolomini" beendet. Der Vorhang konnte sich nicht oft genug heben, um die Darsteller immer wieder vor den Rampen erscheinen zu lassen. Jubelnd rief man nach Ewald Braun! Nach Braun, dem genialen Darsteller des „Illo". Ein Sturm von Beifall durchtoste das Haus, als der Künstler erschien, bereits in „Zivil", und sich mit ernster Miene nach allen Seiten hin verneigte.

Während die Schauspieler gruppenweise, lachend und plaudernd das Theater verließen, wartete Braun, in einen dunkeln Mantel gehüllt, den großen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt, gegenüber dem Bühneneingang, in den dunklen Anlagen. „Ob ich auch dem Mädel gefalle? Meiner jungen Schülerin? Zum erstenmal sah sie mich in einer großen Rolle! Kann ich es darauf wagen, sie zu fragen, ob sie die Meine werden will?" murmelte er vor sich hin, immer unruhiger auf und nieder schreitend, je länger die Erwartete zögerte. — Da schritt aus der Türe eine schlanke Mädchengestalt, sah sich einen Augenblick um, und als sie Braun, der jetzt aus dem Schatten der Bäume über die Straße eilte, erkannte, ging sie ihm rasch entgegen. Er reichte ihr die Hände, die sie freudig ergriff, und beide schritten auf dem breiten Promenadenweg durch den Park, der sich bis in die innere Stadt erstreckte. „Nun — nun, wie hab' ich Ihnen gefallen — — — wie —?" fragte er hastig, seinen Arm in den ihren legend.

„O herrlich — großartig — lieber Meister!" rief sie enthusiastisch. „Ach wäre ich doch auch schon so weit in meiner Kunst!"

„Sie sind meine Schülerin, liebes Fräulein! Ich werde dafür sorgen, daß Sie es zu etwas bringen!" entgegnete er mit vibrierender Stimme. „Aber," fuhr er ruhiger fort, „Theater bleibt Theater! Ich will nicht an der Scholle kleben bleiben, liebes Fräulein Wannow. Ich will fort! Ja."

Sie sah ihn mit sonderbar fragenden Blick an, als wollte sie sagen, „na, sei froh, daß Du in Deinen Jahren so schön geborgen bist!" Braun erriet diese Gedanken. „Ja — weit fort — verstehen Sie? Nach Amerika!"

„So weit?"

„Ja. Meine Verhältnisse hier —, meine verdammten Verhältnisse zwingen mich ja dazu! Raus muß ich endlich aus der ganzen Misere, um wieder das zu sein, was ich war. Und Sie?"

Das Mädchen blickte scheu zur Seite und lächelte. Sie kannte ihren Lehrer. — Braun hatte am Hoftheater, dem er bereits über zehn Jahre als erste Kraft angehörte, ein sehr gutes Einkommen. Aber das Leben! Das überflotte Leben! Er stand jetzt in den Vierzigern, auf der Höhe seines Schaffens. Doch in der kleinen Residenz kannte man die Schwächen des Künstlers, seine maßlose Verschwendung, zu genau. Trotz seines hohen Könnens war nicht alles mit dem Mantel der Liebe zu bedecken. Schon lange ging das Gerücht, Braun verwickele sich immer mehr in pekuniäre Schwierigkeiten. Er hatte beinahe fürstlich gelebt. Tag für Tag offene Tafel gehalten. Allabendlich erstrahlte seine Wohnung in hellstem Kerzenschein; denn es gehörte zu den Sonderbarkeiten des Schauspielers, daß er jede andere Art von Beleuchtung verschmähte. Jetzt hatte ihn tiefste Leidenschaft für seine Schülerin Erna Wannow ergriffen — an ihrer Seite glaubte er ein ganz Großer zu werden, die höchste Stufe seiner Kunst zu erreichen. Das Mädchen nahm die vielen Geschenke und Aufmerksamkeiten ihres Lehrers entgegen — freundlich, kalt. Und gerade die stolze Zurückhaltung steigerte seine Liebe zu ihr bis zum Wahnsinn.

„Ja, sehen Sie —" sprach er lebhaft weiter, „früher, auf meinen großen Reisen durch aller Herren Länder — in meinen besten Rollen, bewundert, bejubelt, verwöhnt durch tausend Ehrungen! Da — da lebte ich ein Leben! Da atmete ich in einer Welt, die mich der Sonne entgegen trug! Aber nun — das Stillstehen in dem kleinen Nest, wo alles mit Geld abgewogen wird, diese Altweiberklatschereien über mich und mein Treiben, dies langjährige Gefesseltsein! Nein! Fort muß ich — so bald als möglich!"

„Und — ich?" entschlüpfte es unwillkürlich den Lippen der jungen Schauspielerin.

„Sie —?!" rief er bebend, „ja! Sie sollen mit mir gehen! Mit mir in die Welt! Als mein angebetetes Weib!" —

Sie blieb stehen, wich zurück und sah ihn halb mitleidig, halb zürnend von Kopf bis zu Fuß an:

„Ach so —?! — Und darum das alles — all die freudige Anteilnahme und Besorgnis! Ich schätze, liebe Sie als Künstler und Lehrer, aber lieben, so lieben um die Ihre zu werden — — Nein!" Sie verzog ihren reizenden Mund zu einem berückenden Lächeln. „Ich bin jung — ein weites Leben liegt vor mir — wie ein Frühling! Ich muß frei, ganz frei und nur meiner Kunst leben können!"

„Ihrer Kunst?" lachte Braun höhnisch auf. „Na — dann viel Glück und — adieu!" Damit machte er kehrt, und es seiner Schülerin überlassend, von ihm zu denken, was sie wolle, schlug er den Weg nach einer Weinkneipe ein, wo er die Kollegen traf.

Mit lautem Jubel wurde er dort empfangen. Bald floß — auf seine Rechnung natürlich — der Champagner in Strömen, und in tollster übermütigster Stimmung ließ Braun so und so oft die schöne Erna Wannow leben.

„Ein Engel ist sie!" schrie er mit heiserer Stimme, „und doch ein Teufel! Jetzt hab' ich den letzten Halt verloren!" Das Sektglas flog in die Ecke und zerschellte klirrend an der Wand. —

Von der Stunde an ging es rapid mit ihm abwärts. Die Wannow war am andern Tag verschwunden, abgereist nach Hause. Wenn man jetzt Braun treffen wollte, dann brauchte man nur jene Weinkneipe aufzusuchen — außer dem Theater sein ständiger Aufenthalt. Seine Freunde suchten ihn zu halten! Umsonst — fort, nur fort nach Amerika! Das war sein einziger Wunsch, der um so glühender wurde, als er erfuhr, daß Erna Wannow in New-York bei einer deutschen Gesellschaft engagiert sei. — — —

Draußen in einer Vorstadt bewohnte er jetzt in einer winkeligen Gasse ein kleines Stübchen, oben im dritten Stockwerk eines alten düsteren Hauses, und obwohl er sich vollkommen menschenscheu verhielt und niemand empfing, besuchte ihn dennoch eines Tages Max Rotting, sein Kollege, der ihm im Auftrag der anderen Mitglieder eine größere, für den Künstler gesammelte Geldsumme überbringen sollte. Als Rotting endlich mit vieler Mühe die dunkle Treppe hinaufgefunden, klopfte er an die Tür; hinter der lautes Deklamieren hörbar war. Sogleich tönte Brauns heisere Stimme:

„Was ist denn das wieder für ein Schuft!"

„Der Geldbriefträger!" gab Rotting zur Antwort. Scheinbar übte diese Meldung auch auf den Menschenfeind einen beruhigenden Einfluß; denn gleich darauf wurde die Türe aufgerissen und Braun stand auf der Schwelle. Als er den Kollegen erkannte, murmelte er etwas wie „dummer Junge!" winkte jedoch mürrisch, näherzutreten. Erst nach Ueberreichung des Geldkuverts besänftigte sich der Ueberrumpelte und bot dem Gast einen Sitz an auf dem alten, zerschlissenen Diwan.

Was Rotting in dem fast armseligen Raum, dessen kahle zersprungene Wände mit Kränzen und Schleifen bedeckt waren, sofort auffiel, waren die zehn Kerzen, die, in einer Reihe aufgestellt, auf dem Tisch brannten. „Sehen Sie," sagte Braun mit tonloser Stimme, „das sind die letzten vergangenen Jahre, die schönsten meines Lebens. Und nun passen Sie auf, guter Freund! Eins — zwei — drei — vier —" dabei verlöschte er ein Licht nach dem andern, bis auf das letzte; das ließ er brennen. Flackernd, unruhig züngelte die rötliche Flamme im fahlen Zwielicht empor, das durch die niederen Fenster brach.

„Das," flüsterte Braun, sich frösteln in seine schäbige Samtjacke hüllend und deutete auf die brennende Kerze, „das — das ist mein letztes Jahr!" Er lachte wehmütig vor sich hin, „wenn ich dies Licht einmal ganz und gar niederbrennen lasse, dann steh' ich am Abend vor einem besseren Leben — weit — weit weg von hier."

Er richtete sich empor; groß, mit leuchtenden Augen stand er vor Rotting. „Und wenn ich meine Entlassung, um die ich bat, nicht erhalte, dann mache ich kurzen Prozeß! Hol' der Henker dies Hundeleben und trostlose vegetieren, aus dem ich keinen andern Ausweg finde als fort — fort! Frei muß ich wieder sein, für mich und — — sie!"

Darauf setzte er sich in einen Winkel und begann wieder zu deklamieren, ohne weiter auf den Besuch zu achten. Rotting entfernte sich leise.

Am andern Morgen wurde der Hoftheater-Intendanz gemeldet daß Ewald Braun sich in selbstmörderischer Absicht verletzt habe. In der Herzgegend hatte er sich mit einem Pistölchen drei kleine Hautwunden

beigebracht. Als Rotting ihn gegen abend im Hospital besuchte, war der Selbstmordkandidat in heiterster, glücklichster Stimmung: in den Händen hielt er die Entlassung.

Vierzehn Tage später dampfte er fort — hinüber nach Amerika — wo Erna Wannow weilte. Jetzt war er wieder frei — seine Schulden bezahlte der Fürst — frei von allen Banden und Fesseln einer sicheren Existenz. — —

* * *

Viele Jahre darauf durchwanderte Max Rotting während der Ferien das schöne Thüringer Land. In einem kleinen, idyllisch gelegenen Städtchen gedachte er Nachtquartier zu nehmen, und war bald bei einer Flasche Wein vom freundlichen Wirt auf alle Herrlichkeiten des Ortes und der Umgebung aufmerksam gemacht. Endlich brachte der gute Mann als höchsten Trumpf einen Theaterzettel, der kund und zu wissen tat, daß im „großen Saal" desselben Gasthofes heute von einer herumziehenden Theatergesellschaft „Die Räuber" aufgeführt würden. Als „Franz" war ein Herr Braun angegeben. Der Name war größer gedruckt, als die der anderen wackeren Mimen; wahrscheinlich, um dadurch das eminente Können dieses Künstlers hervorzuheben.

Braun —! Braun —! Sollte er es sein? Unmöglich! Der weilte ja in Amerika, glücklich beneidet, geliebt von — und doch die Erläuterungen, die der Wirt über den berühmten Gast gab, stimmten auf den früheren Kollegen.

„O, den müssen Sie sehen! Einfach großartig, sag' ich Ihnen! Schad' um ihn, wirklich schad'!"

„Ist er denn leidend?"

„Nee, das gerade nicht — aber," dabei machte der Wirt die Geste des Trinkens, „so treibt der's nimmer lang. — Er wohnt bei mir."

Abends saß Rotting in einem dunklen Winkel des dumpfigen, niederen, durch Petroleumlampen schlecht erleuchteten Saales, der sich bald bis auf den letzten Platz mit Zuschauern füllte. — Ein schrilles Glockenzeichen — der bunte Vorhang ging ruckweise in die Höhe. Schon nach dem ersten Wort erkannte Rotting den Darsteller des „Franz Moor" —: es war Ewald Braun! Der einst so berühmte Ewald Braun!

Spielte er auch unter sichtlicher Einwirkung von geistlichen Getränken: manchmal zuckte doch noch ein Blitz seiner genialen Kunst auf; dann plapperte er wieder — als wenn seine Gedanken weit, weit in die Ferne schweifen — seine Rolle her — teilnahmslos, stumpf. — — —

Nach der Vorstellung lud ihn Rotting zum Abendbrot ein; er schlug es ab. Aber desto eifriger, mit Gier tat er dem Wein Bescheid und plauderte von alten Zeiten; ohne Zusammenhang, in den Ideen hin und her irrend, konfus und wirr. „Ich hab' Ihnen noch etwas zu erzählen, lieber Rotting," sagte er endlich mit müdem Lächeln, „oben bei mir — kommen Sie!"

Unter dem Dach war sein armseliges Kämmerchen. Er kramte in einem Lederkoffer, und brachte endlich ein kleines Stümpfchen Licht hervor, das er anzündete. „Sehen Sie, Rotting," sagte der Alte, während ihm dicke Tränen über die runzeligen Wangen liefen, „da ist immer noch mein letztes Jahr — noch immer. Ich hab' das Licht aufgespart — — hab' immer gedacht, es müßte mal das ersehnte Glück, das dauernde kommen — es zeigte sich mir in verlockendsten Gestalten und schwand jedesmal, wollt' ich es greifen. — So lang hat's angehalten!" Er sah starr vor sich hin. Die Flamme qualmte und bewegte sich hin und her — durch das Fenster zog der süßliche Duft des Friedens. Ganz in der Ferne, oben am Waldrand, sang eine Nachtigall. — „Und", fuhr er stockend fort, indem er auf die eiserne Bettstelle sank, „und doch hab' ich das Glück noch einmal genossen — da drüben, in vollen Zügen! Aber nicht dauernd. Erna Wannow, meine Frau, starb. — Dann kam die alte Geschichte wie damals — ich konnte mich nicht an die Wirklichkeit gewöhnen. Ruhelos suchte und suchte ich — weiß selbst nicht mehr was; heute nicht mehr. Jetzt bin ich da angekommen, wo sie mich sehen — auf der letzten Sprosse zur Erde! Er lachte vor sich hin — der laue Wind spielte mit seinen weißen Haaren, die ihn in Strähnen über die Stirn hingen. — In jeder Weise tieferschüttert, bot Rotting ihm Hilfe an.

„Lassen Sie das!" erwiderte Braun, dem Kollegen die heiße Hand reichend, „die Sommernacht ist kurz — bald dämmerts dort über dem Hügel. — So lang leuchtet mein Licht — mein letztes!" Laut aufschluchzend drückte er sein Gesicht in die Kissen und winkte Rotting zu gehen.

Konnte der Ärmste denn nicht noch gerettet werden? Rotting fand keinen Schlaf, er überlegte hin und her — da, am frühen Morgen kam der Wirt mit der Nachricht, Ewald Braun sei tot im Bett aufgefunden worden.

Wie von einem holden Traum umfangen, lag er auf dem harten Lager. Sein Herz, das so feurig für alles Große, Schöne und Erhabene geschlagen, stand still für immer. Im Frührotschein war der Tod genaht und hatte ihn sanft weggeführt — weit — weit weg.

Niedergebrannt auf dem Tisch war die Kerze, sein letztes Jahr: vergangenes wie künftig erlöscht.

Aber draußen, vor dem Fenster, sangen tausend jubelnde Stimmen zum hellstrahlenden Morgenhimmel empor.

Professor (ins Klassenzimmer tretend): „Na, ist die Menagerie vollzählig?"
Primus: „Jawohl, Herr Professor, jetzt!"

Unsere Bilder.

Wie ein Ausschnitt aus der Karnevalszeit mutet das Bild an, das wir nach dem Gemälde von Paul Bowe unter dem Titel „In dulci jubilo" bringen. Unsere Leser werden sich schon oft genug in ähnlichem Zustande befunden haben, sodaß es überflüssig erscheint, über den Zustand der „süßen Fröhlichkeit" noch eine nähere Erklärung abzugeben. Anders verhält es sich mit dem Gemälde von O. Tragy „Das Riesenspielzeug". Dazu ist eine kurze Erläuterung nötig. Nach einer alten Volkssage sollen früher in den rheinischen Burgen Riesen gehaust haben. Einer Vertreterin dieses Geschlechtes fiel es eines Tages ein, einen Spaziergang in die Ebene zu unternehmen und plötzlich erblickte sie da unten zu ihren Füßen einen pflügenden Bauersmann. „Hei, welch ein schönes Spielzeug!" rief das Riesenkind aus, und flugs ergriff sie den Bauersmann nebst Roß und Pflug und trug alles zusammen nach der Burg ihrer Eltern. Doch ihr Vater verwies ihren Glauben, daß es sich hier um ein Spielzeug handele, und ermahnte sie, den Bauer samt seinem Gefährt wieder an den alten Platz zu bringen, denn er sei es, der sich für ihre Nahrung mühe. Den Stoff dieser Sage hat Adalbert von Chamisso zu seinem vielfach bekannten Gedichte „Das Riesenspielzeug" verwertet. Unserem Maler ist es vortrefflich gelungen, der Volkssage Ausdruck zu verleihen und den Größenunterschied in wirkungsvoller Weise zur Geltung zu bringen.

Gedanken über bildende Kunst.

Während der Zeit, in welcher sich die Völker auf dem Standpunkte der künsterischen Bildung befinden (den unsere Philosophen als überwunden ansehen), ist die eigentliche Volkserziehung idealistisch, jetzt ist sie von Grund aus das Gegenteil, nämlich realistisch; — die exakten Wissenschaften haben die Leitung derselben übernommen. Besonders für die werktätigen Klassen und diejenigen, die sich den Künsten widmen, geht der Unterricht planmäßig nicht mehr auf die Bildung des Menschen als solchen, sondern auf das unmittelbare Erzielen von Fachmenschen hinaus, welches System schon beim frühen Schulunterricht in Kraft tritt. Dasselbe ist gleichbedeutend mit der grundsätzlichen Ertötung eben desjenigen Organs, das bei dem Kunstempfinden und in gleichem Maße bei dem Kunsthervorbringen sich betätigt, ich meine den Sinn und den menschlich-idealen Trieb des sich selbst Zweck seienden Schaffens und die dem Künstler sowie dem Kunstempfindlichen unentbehrliche Gabe unmittelbaren anschauenden Denkens. Semper.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.